

Niederdeutsches Wort

KLEINE BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN MUNDART-
UND NAMENKUNDE

begründet von
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von
DIETRICH HOFMANN

Band 9 • Heft 1/2
1969



VERLAG ASCHENDORFF • MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT erscheint als Organ der Volkskundlichen Kommission, Abt. Mundart- und Namenforschung (Westfälisches Wörterbuch, Westfälisches Flurnamenarchiv), in Münster/Westfalen mit Unterstützung der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster. Die Zeitschrift wird jährlich in einem Band oder zwei Heften von insgesamt 120-130 Seiten herausgegeben.

Herausgeber: Prof. Dr. DIETRICH HOFMANN

Redaktionelle Arbeiten: Dr. IRMGARD SIMON

44 Münster, Domplatz 20

© Aschendorff, Münster Westfalen, 1970 • Printed in Germany

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen und tontechnischen Wiedergabe und die der Übersetzung, vorbehalten.

Aschendorffsche Buchdruckerei, Münster Westfalen, 1970

Inhalt des 9. Bandes (1969)

AUFSÄTZE

WILLIAM FOERSTE †	Germanisch <i>*war-</i> 'Wehr' und seine Sippe . . .	1
JOHANNES RATHOFER	Zum 'Heliand'-Eingang Ein textkritischer Versuch im Lichte der Quelle	52
HERMANN KAMP	Methoden zur Herstellung und Auswertung von Dialekt-Wörterbüchern mit Hilfe der elek- tronischen Datenverarbeitung	73
RENATE SCHOPHAUS	Automatische Herstellung wortgeographischer Karten (mit einer Karte)	97

MISZELLEN

Mitteilungen	114
------------------------	-----

Zum 'Heliand'-Eingang

Ein textkritischer Versuch im Lichte der Quelle

Im Eingang seines Werkes eröffnet der Dichter das Gespräch mit seinen Hörern oder Lesern. Er sucht sie für sein Anliegen zu gewinnen, indem er sie in programmatischer Form mit ihm konfrontiert und bekannt macht¹. Er bietet – offen oder versteckt – den Schlüssel zum Verständnis der Dichtung, nicht selten auch zum Verständnis der eigenen Auffassung von seinem Dichtertum. Die Eingänge der großen Dichtungen alt- und mittelhochdeutscher Zeit sind deshalb ausnahmslos sprachlich und formal mit besonderer Sorgfalt gestaltet. Sie vor allem vermögen die geistige Kraft und das künstlerische Ingenium ihrer Verfasser zu dokumentieren. Nicht ohne Grund sind gerade die Dichtungseingänge unserer bedeutendsten mittelalterlichen Autoren immer wieder bevorzugter Gegenstand interpretatorischen Bemühens der Literaturhistoriker².

¹ Vgl. H. BRINKMANN, *Der Prolog im Mittelalter als literarische Erscheinung. Bau und Aussage*, WW 14 (1964) 1.

² Zu Gottfried von Straßburg: H. DE BOOR, *Der strophische Prolog zum Tristan Gottfrieds von Straßburg*, PBB (Tüb.) 81 (1959) 46–60. A. SCHÖNE, *Zu Gottfrieds 'Tristan'-Prolog*, DVjs 29 (1955) 447–474.

Zu Hartmann von Aue: R. ENDERS, *Der Prolog von Hartmanns 'Iwein'*, DVjs 40 (1966) 509–537. S. GROSSE, *Beginn und Ende der erzählenden Dichtungen Hartmanns von Aue*, PBB (Tüb.) 83 (1961/62) 137–156.

Zu Wolfram von Eschenbach: G. MEISSBURGER, *Zum Prolog von Wolframs 'Willehalm'*, GRM 46 (1965) 119–138. INGRID OCHS, *Wolframs 'Willehalm'-Eingang im Lichte der frühmittelhochdeutschen geistlichen Dichtung* (Medium Aevum, 14), München 1968. F. OHLY, *Wolframs Gebet an den Heiligen Geist im Eingang des 'Willehalm'*, ZfdA 91 (1961/62) 1–37; in erweiterter Form wiederholt in: *Wolfram von Eschenbach*, hg. v. H. RUPP (Wege der Forschung, LVII), Darmstadt 1966, S. 455–518. H. RUPP, *Wolframs 'Parzival'-Prolog*, PBB (Halle) 82 (1961) 29–45 (Sonderband, ELISABETH KARG-GASTERSTÄDT zum 75. Geburtstag am 9. 2. 1961 gewidmet); wiederholt in: *Wolfram von Eschenbach*, hg. v. H. RUPP (Wege der Forschung, LVII), Darmstadt 1966, S. 369–387.

Für die spätere Epik jetzt P. KOBBE, *Funktion und Gestalt des Prologs in der mittelhochdeutschen nachklassischen Epik des 13. Jahrhunderts*, DVjs 43 (1969) 405–457.

I.

Niemand zweifelt heute mehr daran, daß der unbekannte Verfasser des altsächsischen *Heliand* sowohl „einer der weitblickendsten Gelehrten“ seiner Zeit³ als auch ein „begnadeter Stilist“, ja der größte „Sprachmeister unter den schreibenden Stabreimdichtern“ war⁴. Und wenn auch beinahe alle äußeren Probleme, die diese älteste und umfangreichste deutsche Dichtung aufwirft, von der besonders lebhaften Forschung der beiden letzten Jahrzehnte erneut und – gegenüber früheren Lehrmeinungen – in meist kontradiktorischer Form in Frage gestellt wurden, so daß man mit Recht jüngst von einer „verzweifelter Situation“ der gegenwärtigen *Heliand*-Forschung sprechen konnte⁵: in einem, wenn auch vielleicht nur in diesem einen Punkte ist man sich einig: der *Heliand* ist eine große Dichtung⁶, „eine der größten Schöpfungen der Karolingerzeit“ überhaupt⁷.

Diese communis opinio über die künstlerische Qualität des Gesamtwerkes müßte sich auch und vorzugsweise an dessen Eingang demonstrieren und rechtfertigen lassen. Und in der Tat hat bereits der Historiker LEOPOLD VON RANKE gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf seine Weise und von seiner Sicht aus die geistige und poetische Kraft erkannt, die sich hier manifestiert. „Gleich der Eingang (sc. des *Heliand*)“, so schreibt er in seiner *Weltgeschichte*, „hat eine gewisse Großheit in der universalhistorischen Kombination zwischen dem inspirierten Evangelium und dem zur Weltherrschaft bestimmten Römischen Reich“⁸. Jeder Literaturhistoriker wird VON RANKE hierin beipflichten und dieses Urteil mit dichtungswissenschaftlichen Methoden und Kategorien auf seiner Ebene bestätigen

³ H. SCHNEIDER, *Heldendichtung. Geistlichendichtung. Ritterdichtung*, Heidelberg 1943, S. 86.

⁴ A. HEUSLER, *Die aligermanische Dichtung* (Handbuch der Literaturwissenschaft, hg. v. O. WALZEL), Darmstadt 1957 (Unveränderter Nachdruck d. zweiten Neubearb. u. verm. Ausgabe), S. 200.

⁵ SERGIO LUPI, *I Problemi Esterni del 'Heliand'*, *Annali, Sezione Germanica* 1 (1958) 115–137.

⁶ H. RUPP, *Forschungen zur althochdeutschen Literatur* (Sonderdruck aus DVjs 38, 1964, Sonderheft), Stuttgart 1965, S. 39.

⁷ W. KROGMANN, *Absicht oder Willkür im Aufbau des Heliand* (Deutsches Bibel-Archiv. Abhandlungen und Vorträge I), Hamburg 1964, S. 94.

⁸ *Weltgeschichte* Bd. V, hg. v. A. MEYER und H. MICHAEL, Hamburg o. J., S. 80.

können⁹. Was indes unangefochten für die Eingangsfitte im allgemeinen und insbesondere für deren Hauptteil gilt, trifft bemerkenswerterweise nicht in gleichem Maße auf die das Werk unmittelbar einleitenden Sätze zu. Selbst ein wohlwollender Interpret kann nicht umhin, sie als eigentümlich schwach und farblos zu charakterisieren und im zweiten Satz wenig mehr als eine gedanklich kaum weiterführende Variation des im ersten Satz mitgeteilten Sachverhaltes zu sehen. Zur Verdeutlichung des Gemeinten zitiere ich den Beginn des *Heliand* nach der stabreimenden Übersetzung von FELIX GENZMER:

„Manche waren, / die gemahnte ihr Sinn,
daß sie Gottes Wort / begönnen zu künden,
zu weisen das Wunder, / daß der waltende Krist
verrichtet bei den Menschen / die Ruhmestat
mit Worten und mit Werken. / Da wollten der Weisen viele,
der Menschenkinder, loben / des Mächtigen Lehre,
das heilige Gotteswort, / und mit ihren Händen es schreiben
prächtig in ein Buch, / wie sein Gebot sie sollten
erfüllen, die Menschen. / Doch waren nur vier berufen
aus dieser Menge . . .“¹⁰.

Nach dieser Übertragung, die sich an den Text der großen *Heliand*-Ausgabe durch EDUARD SIEVERS anlehnt¹¹, stellt der Dichter eine größere Gruppe von Menschen, die aus innerem Drang und in lauterer Absicht sich der Verkündigung und schließlich auch der schriftlichen Fixierung des Evangeliums widmen wollte, den allein von Gott hierzu berufenen vier Evangelisten gegenüber. Der Unterschied zwischen beiden Gruppen besteht lediglich in der außerhalb jeder menschlichen Einflußmöglichkeit liegenden göttlichen Beauftragung, Erleuchtung und Legitimation, die nur den Evangelisten zuteil wurde.

⁹ Vgl. schon E. BEHRINGER, *Zur Würdigung des Heliand*. Programm d. Kgl. Studien-Anstalt Aschaffenburg, Würzburg 1891, S. 12 u. Anm. 14, S. 77.

¹⁰ *Heliand und die Bruchstücke der Genesis. Aus dem Altsächsischen und Angelsächsischen übertragen* (Reclams Universalbibliothek, Nr. 3324/25), Stuttgart 1956, S. 17.

¹¹ *Heliand* (Germanistische Handbibliothek, hg. v. J. ZACHER, IV), Halle 1878; zuletzt als *Titelaufgabe vermehrt um das Prager Fragment des Heliand und die Vaticanischen Fragmente von Heliand und Genesis*, mit Nachwort v. E. SCHRÖDER, Halle-Berlin 1935.

Bei der sonst durchaus positiven Zeichnung des zuerst genannten Personenkreises scheint deshalb das – syntaktisch und metrisch herausgewölbte – stark adversative *thoh* 'doch' (v. 9b), durch das im dritten Satz *sia fiori* 'die vier' von jenen, die zuvor ähnliches versuchten, abgehoben werden, einen Gegensatz zu konstatieren, dessen Schärfe vom Inhalt her kaum gerechtfertigt sein dürfte. Ebenso ungerechtfertigt – und für den Stil des Dichters auch höchst ungewöhnlich – erscheint die Aufgliederung des einheitlichen Einleitungsgedankens auf zwei in sich abgeschlossene Sätze, die zudem noch – logisch wenig geschickt und zwingend – verschiedene Subjekte haben, nämlich *manega* 'manche' und *uuisara filo* 'der Weisen viele' (v. 1 und 5). Eine gewisse Differenzierung ließe sich allenfalls aus der Erweiterung der Tätigkeitsmerkmale *reckean* (und **uuissean*) bzw. *lobon* durch das zusätzliche *scriban* herauslesen, das den *uuisara filo* zugesprochen wird. Sehr viel klarer und pointierter dürfte damit die Gedankenführung indes auch nicht werden.

Daß der *Heliand*-Forscher sein Gesamturteil über die altsächsische Messiasde und ihren Dichter dennoch nicht ausgerechnet im Hinblick auf die Eingangsverse abschwächen muß, sollen die folgenden Überlegungen zeigen. Sie wollen deutlich machen, daß die gedankliche und sprachliche Blässe des Dichtungsbeginns möglicherweise, ja sogar vermutlich, auf die gestörte Überlieferung und die Eingriffe der Editoren zurückgeht, da wir es hier in erster Linie mit einem textkritischen Problem zu tun haben, das m. E. bis zur Stunde nicht befriedigend gelöst werden konnte.

II.

Von den beiden Haupthandschriften überliefert nur der um 950 geschriebene *Codex Cottonianus Caligula A. VII* (= C) des Britischen Museums zu London den Eingang des *Heliand*¹². In dem etwa 100 Jahre früher entstandenen *Codex Monacensis* (= M) der Bayerischen Staatsbibliothek zu München (Cgm. 25) ist das erste Blatt des ersten Quaternios durch Ausschneiden verlorengegangen. Da

¹² Faksimile-Ausschnitt b. J. RATHOFER, *Zum Aufbau des Heliand*, ZfdA 93 (1964) Taf. II, Abb. 8 vor S. 255.

überdies die Zeilen 1–7 von Bl. 2^r ausradiert sind¹³, beginnt hier der Text erst mit v. 85 unserer Ausgaben. Für den Anfang der Dichtung sind wir also allein auf das Zeugnis von C angewiesen. Nach der lateinischen Überschrift *INCIPIT. QVAT[TV] | OR . EVANGELIŪ* .: (braun auf gelb bzw. braun auf blau) lautet hier der erste Satz in diplomatischem Abdruck (Z. 1–6):

MANEGA VVARON
thesiāromod gespon thasia
bigunnun uuordgodes reckean
that giruni that thi(e)riceo crist
undar mancunnea maritha gifrumida
miduuordun endi mid uuercun T'hat

In dieser Gestalt ist der Text weder grammatisch noch metrisch in Ordnung. Erstens steht in dem Finalsatz *that sia bigunnun uuord godes* der Akkusativ *uuord godes* ohne sinnvolle grammatische Beziehung, und zweitens bildet der gleiche Satzabschnitt keine den Regeln des Stabreimverses genügende Langzeile, da die untrennbare Formel *uuord godes* Alliteration auf *w* verlangt. Der genannte Finalsatz, der zwischen den an sich völlig intakten Versen

(1) Manega uuaron, the sia iro mod gespon

und:

(3) reckean that giruni that thie riceo crist

die zweite Langzeile der Dichtung bilden könnte, zwingt demnach jeden Herausgeber zu einer Konjekture.

Im 19. Jahrhundert war man zunächst allgemein der Auffassung, an unserer Stelle sei ein Verbum vom Schreiber ausgelassen worden, das die grammatische Beziehung von *uuord godes* verdeutlichte und sicherstellte. KARL MÜLLENHOFF¹⁴, dem im Jahre darauf MORITZ HEYNE in seiner Ausgabe folgte¹⁵, ergänzte *cuthian* und las Vers 2:

that sia bigunnun uuord godes cūthian.

¹³ Faksimile b. H. FISCHER, *Schrifttafeln zum althochdeutschen Lesebuch*, Tübingen 1966, Taf. 17.

¹⁴ *Altdeutsche Sprachproben*, Berlin 1864, S. 43.

¹⁵ *Heliand. Mit ausführlichem Glossar* (Bibliothek der ältesten deutschen Litteratur-Denkmäler, II), Paderborn 1865.

Beide Autoren beachteten – ebenso wie später H. RÜCKERT¹⁶ und P. PIPER¹⁷ in ihren Editionen – nicht, daß die Formel *uword godes* unabdingbar Alliteration auf *w* erfordert, und daß darüber hinaus ein Hilfsverbum – hier *biginnan*, das sie mit *godes* staben ließen – niemals allein die Alliteration eines Halbverses tragen kann.

E. SIEVERS, der sich mit allen vorangehenden Besserungsversuchen kritisch auseinandersetzte¹⁸, ergänzte deshalb *uisean* und nahm eine Umstellung von *bigunmun* an das Versende vor, womit er zugleich dem zuvor von keinem Herausgeber beachteten Gesetz über die Stellung der Hilfsverba neben ihrem Infinitiv entsprach. Er las jetzt:

that sia uword godes uisean bigunmun.

Eine formal so vollkommene und metrisch allseits befriedigende Lösung unseres textkritischen Problems ist niemals wieder erreicht worden. Der einzige Einwand, der gegen diese Konjektur vorgebracht wurde, besteht in der gewiß schwerwiegenden Tatsache – der sich SIEVERS selbst durchaus auch bewußt war –, daß sich die Formel *uword uisean* sonst nicht belegen läßt. MAX ROEDIGER schien dieses Faktum so gravierend, daß er in seiner Rezension der SIE-

¹⁶ *Heliand*. (Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sach-erklärungen, hg. v. K. BARTSCH, 4), Leipzig 1876. RÜCKERT las: *that sie bigunmun uword godes reckean, | that girani that the rkeo Krist*. Dazu E. SIEVERS (wie Anm. 11, S. 499): „durch diese abteilung wird die erste halbzeile von v. 3 zu kurz und die alliterierende formel zerstört“.

¹⁷ *Die Altsächsische Bibeldichtung (Heliand und Genesis)*. 1. Teil: *Text* (Denkmäler der Aelteren deutschen Litteratur, hg. v. P. PIPER, 1), Stuttgart 1897. PIPER ergänzte in Analogie zu v. 1595a *rihtian* nach *reckean* und las: *that sia bigunmun godes uword reckean, | rihtian that giruni, that thie riceo Crist*.

¹⁸ Wie Anmerkung 11, S. 499: „Die alliterationsgesetze verlangen für die untrennbare formel *uword godes* alliteration auf *w* . . . , da bei der seltenheit der umgekehrten wendung *godes uword* . . . schwerlich an eine änderung dieser formel zu denken ist“. SIEVERS verweist hier auf MAX RIEGER, *Alt- und angelsächsische Verskunst*, ZfdPh 7 (1876) 19, wo es heißt: „Stehen in einem halbvers zwei nomina, . . . so ist, wenn nur eines von ihnen alliterieren kann, das voranstehende allein dazu berechtigt. Dies trifft auf alle denkbaren verbindungen zu, in der diese worte zueinander stehen können . . . Falsch ist der vermeintliche zweite vers des Heliand *that sia bigunmun . . . uword godes (cuthian)*; der ergänzer hätte zugleich umstellen müssen.“ SIEVERS fährt fort: „Ausserdem würde bei dieser änderung anstoss erregen, dass das hülfsverb *bigunmun* allein die alliteration eines halbverses zu tragen haben würde, während sonst hülfsverba nur dann mit alliterieren dürfen, wenn noch ein zweiter reimstab in derselben halbzeile vorhanden ist“.

VERSSchen Ausgabe vorschlug, statt dessen *uuido cuthian* zu ergänzen und zu lesen:

that sia bigunnun *uword godes uuido cuthian*,

ohne daß ihn dieser Vorschlag allerdings, wie er wörtlich schreibt, „völlig befriedigte“¹⁹. Und dies mit Recht, denn formal gesehen mußte der Heilungsversuch ROEDIGERS notwendig hinter denjenigen von SIEVERS zurückfallen, da die neue Fassung zumindest dem Gesetz über die Stellung der Hilfsverben neben ihrem Infinitiv widersprach.

Da also nur eine dem Sprachgebrauch des Dichters fremde Formel – eben *uword unisean* – allen grammatischen und metrischen Erfordernissen genügen zu können schien, wandte man sich schließlich von der bislang verfolgten Ergänzungshypothese ab und suchte einen anderen Weg. Es blieb ja immer noch die alternative Möglichkeit, daß die offenbare Textverderbnis durch einen Zusatz des Schreibers von C entstanden sein könne. Hierauf wies zuerst COLMAR SCHUMANN im Jahre 1885 hin²⁰, nach dessen Meinung *uword godes* in Zeile 3 der Handschrift „nichts weiter als eine aus Vers 7 (d. h. Zeile 8 der Hs.) genommene und leicht erklärliche Glosse zu der altertümlichen Formel *reckean that giruni*“ sei. Er strich den vermeintlichen Zusatz und faßte die bisherigen Verse 2 und 3 zu einer Langzeile zusammen:

that sia bigunnun *reckean that giruni* that thie riceo crist.

Der so entstandene Vers 2 sei ein normaler Vers und ein völlig genügender Ausdruck für den Hauptinhalt des *Heliand*. Daß ein Wort ausgefallen sei, und also „gleich der Anfang dieses Werkes eine solche Lücke“ zeige, hielt SCHUMANN für unwahrscheinlich.

Diese Konjektur, die – gegenüber dem Besserungsversuch von SIEVERS – ohne dichtungsfremde Wortverbindung auskam und überdies keine merkliche Änderung der bisher vermuteten inhaltlichen Aussage des Eingangssatzes bedeutete, fand vielfache Zustimmung. O. BEHAGHEL, der in der ersten Auflage seiner *Heliand*-Ausgabe von 1882 sich SIEVERS angeschlossen hatte²¹, übernahm sie

¹⁹ AfdA 5 (1879) 267.

²⁰ *Zum Heliand*, Germ. 30 (1885) 65f.

²¹ *Heliand* (Altdeutsche Textbibliothek, Nr. 4), Halle 1882.

bereits von seiner zweiten Auflage (1903) ab²². Auch W. MITZKA, der die 7. und 8. Auflage des BEHAGHELschen Textes 1958 und 1965 bearbeitete, beließ es bei dieser Lesung, die praktisch seit mehr als einem halben Jahrhundert keine eigentliche Kontroverse mehr ausgelöst hat. Für ihre Beibehaltung hat sich zuletzt – anlässlich der Ankündigung einer von ihm vorbereiteten neuen *Heliand*-Ausgabe, zu der es leider nicht mehr gekommen ist – nachdrücklich W. KROGMANN ausgesprochen²³.

Dennoch kann auch dieser Lösungsversuch nicht voll befriedigen. Bereits E. SIEVERS wies gegen C. SCHUMANN darauf hin, daß der konjizierte Anvers *that sia bigunnun reckean that giruni* kein normaler Halbvers sei, da es sich bei *reckean that giruni* um einen Vers „des typus A mit doppelalliteration“ handle, und solche Verse „im Heliand nicht mit auf takten von der länge versehen“ werden, wie sie SCHUMANN annahm²⁴. Zwar konnte J. FRANCK²⁵ wenig später drei sichere Fälle von doppelt alliterierenden Anversen mit längerem Auftakt im *Heliand* nachweisen²⁶, so daß sich SIEVERS' Einwand gegen SCHUMANN im Hinblick auf das Gesamtwerk nicht länger aufrechterhalten ließ, doch besagen diese Beispiele nichts für den speziellen Fall. Während nämlich die von FRANCK beigebrachten Belege alle in einer metrisch homogenen Umgebung stehen, die auch sonst Auftaktversen hat²⁷, fällt Vers 2a in der von SCHUMANN hergestellten Form völlig aus dem rhythmischen Rahmen des

²² *Heliand und Genesis*, hg. v. O. BEHAGHEL (ATB, Nr. 4).

²³ *Absicht oder Willkür im Aufbau des Heliand* (wie Anm. 7), S. 44–47.

²⁴ E. SIEVERS, *Bemerkungen zum Heliand*, PBB 10 (1885) 587, unter Hinweis auf seine eigenen Untersuchungen *Zur rhythmik des germanischen alliterationsverses*, PBB 10 (1885) 209 ff. und (Teil II) 451 ff.

²⁵ *Heliand* V. 2, ZfdA 31 (1887) 202–205, wo er gegen SIEVERS geltend macht: „bei dem geringen werte, den die senkungen im *Heliand* beanspruchen, würden auch verse des typus A mit doppelalliteration und doch langem auf-tacte nicht besonders auffallen. Sie fehlen denn auch in der tat nicht ganz“ (S. 203). Dann zitiert er v. 545a (*folgodon enun berbtun bogne*), v. 2110a (*than is san thiu lefbed losot*), v. 4860 (*biuoran theru derebeon dad*) und v. 5419a (*buo thiu thiod habda duomos adelid*).

²⁶ Der vierte Fall ist nicht beweiskräftig, da mit C. W. M. GREIN, *Zur Kritik und Erklärung des Heliand*, Germ. 11 (1865) 215, folgende Ergänzung als möglich angenommen werden kann: *buo thiu thiod habda (an thero thingstedi) / duomos adelid, thuo scoldun sia thia dad frummian*.

²⁷ Vgl. zu v. 2110a die vv. 2108a, 2116a, 2117a; zu v. 4860a die vv. 4855a, 4862a, 4864a; zu v. 5419a die vv. 5414a und 5422a (siehe auch das hierzu in Anm. 26 Gesagte).

Heliand-Eingangs heraus. Unter den ersten 18 ungestörten Anversen – also vv. 1a; 4a–20a – befinden sich 10 mit Doppelalliteration. Diese sind sämtlich – die Formel *mid uuordun endi mid uuercun* ausgenommen (v. 5a) – auftaktlos, was gleichfalls von 4 weiteren Versen mit einfacher Alliteration gilt. 15 dieser 18 Anverse bestehen zudem überhaupt nur aus zwei bzw. drei Wörtern. Der knappe und wuchtige Rhythmus ist hier absolut bestimmend und würde durch SCHUMANNNS Vers 2 empfindlich gestört. Man muß kein ‘Schallanalytiker’ sein, um SIEVERS’ Besserungsvorschlag als die unter diesem Aspekt zweifellos bessere Lösung zu werten. Ein nur aus *reckean that giruni* bestehender A-Vers ist auch insofern wahrscheinlicher, als ihm v. 5751a *rekidun an runon* formal zur Seite tritt. Zu vergleichen sind neben v. 1595a *girihti us that giruni* auch alle anderen doppelt alliterierenden A-Verse, die das Simplex *runa* enthalten und – mit einer Ausnahme – insgesamt auftaktlos sind²⁸. Besonders beachtenswert ist v. 4142a, wo der Zwang der Formel eine Fehlleistung des Schreibers bedingt und zu *rincos fan runu* (statt *rincos fan Runu*) verleitet.

III.

Wenn demnach keiner der bisherigen Alternativvorschläge zur Besserung von Vers 2 wirklich befriedigen kann, wird man nach weiteren Möglichkeiten suchen dürfen und müssen. Dabei scheint mir wichtig festzustellen, ob es Gründe für die methodische Vorentscheidung gibt, von der Annahme einer Auslassung oder eines Zusatzes durch den Schreiber von C auszugehen. C. SCHUMANNNS Argument von der „immerhin auffallenden Erscheinung, daß gleich der Anfang“ des *Heliand* eine solche Lücke zeigen solle, ist nicht durchschlagend, da es für derartige Omissionen in gleicher Position beachtliche Parallelen gibt. Man denke etwa an die erste Zeile des *Hildebrandsliedes*, die lediglich aus einem Anvers besteht²⁹, oder

²⁸ Es handelt sich um folgende sechs Fälle: v. 1273a *rincos the thero runu*, v. 2721a *radan an runun*, vv. 3095a und 5062a *rinc an runun*, v. 3226a *thena rinc an runa* und v. 4138a *riedun an runu(n)*.

²⁹ So bereits E. SIEVERS, *Bemerkungen zum Heliand*, PBB 10 (1885) 587. In jüngster Zeit hat sich W. P. LEHMANN gegen den Versuch gewandt, die unvollständigen Halbzeilen im *Hildebrandslied* zu ergänzen. Nach ihm sind „dem *Hildebrandslied*-Dichter . . . diese Halbzeilen fast zur Manier geworden,

an die noch gewiß zwingendere Tatsache, daß der Schreiber unserer ältesten *Tristan*-Handschrift (Cgm. 51) den ganzen zweiten Vers des Gottfriedschen Epos' ausgelassen hat, was umso auffälliger ist, als dadurch der erste Vierzeiler des strophischen Prologs auf einen Dreizeiler verkürzt und der Kreuzreim gestört wurde³⁰.

Ich vermute, daß zur Klärung unseres Problems bisher niemals die Handschrift C selbst herangezogen und befragt wurde. Ausdrücklich hat sich – soweit ich sehe – nur W. KROGMANN zur Begründung des vorgeblichen Glossencharakters von *uurd godes* auf die Überlieferung berufen. Er gibt einen – zumindest dem äußeren Anschein nach – diplomatischen Abdruck der ersten sechs Zeilen von C, in den acht Punkte eingestreut sind, die jeweils das Ende eines Halbverses markieren³¹. Auf diese Weise erscheint die vermeintliche Glosse *uurd godes* von zwei Punkten eingeschlossen. Ich muß bekennen, daß eben diese Interpunktion – wie gewiß auch von W. KROGMANN beabsichtigt oder zumindest von ihm gedeutet – für mich ein starkes und optisch unmittelbar beeindruckendes Indiz für den behaupteten Glossencharakter und die Herübernahme der Formel aus Zeile 8 der Handschrift (= v. 7 *uurd godas*) wäre, wenn diese Interpunktion ein Fundament in der Handschrift selbst hätte. Indes zeigt der *Cottonianus* einen zweifelsfreien Punkt erstmals überhaupt in der 22. Zeile, d. h. nach v. 17 (*uurdum*)³². Wie ich erst jetzt sehe³³, hat KROGMANN die Abtrennung der Halbzeilen offenbar nach dem Druckbild der Erstausgabe von J. A. SCHMELLER übernommen³⁴, der nach seinen eigenen Worten das Original nie sah³⁵ und die Punkte lediglich als Lesehilfen einsetzte³⁶.

womöglich die erste Stufe einer neuen Form, wie wir sie im nordischen *Ijóðaháttur* finden³⁷. *Das Hildebrandslied: ein Spätzeitwerk*, ZfdPh 81 (1962) 24–29, bes. S. 25f.

³⁰ Die Hs. liest (fol. 1^{ra}):

Gedenchet man des zegöte niht.
So ware ez allez also niht.
Swaz götes in der werlt geschicht.

³¹ *Absicht oder Willkür im Aufbau des Heliand* (wie Anm. 7) S. 44.

³² Vgl. schon P. PIPER (wie Anm. 17), S. IX, Z. 30.

³³ Bei meiner Rezension des KROGMANNschen Buches war mir dieser Sachverhalt noch nicht bekannt: AfdA 75 (1964) 167f.

³⁴ *Heliand oder die altsächsische Evangelien-Harmonie*. Erste Lieferung: Text, Monachii, Stuttgartiae et Tubingae 1830, S. 1.

³⁵ A. a. O. S. IX.

³⁶ Ebd. S. XI: „Cum autem evidens versuum distinctio non solum, ut poeticae

Nachdem nun dieser optische Beweggrund für eine mögliche Vorentscheidung des Emendators ausgeschaltet ist, muß die Handschrift erneut auf Merkmale und Anzeichen geprüft werden, die für unser Problem richtungsweisend sein könnten. Dabei zeigt sich, daß der Schreiber bereits auf der ersten Seite dreimal einen Buchstaben (Z. 2 und 19) und einmal eine ganze Silbe (Z. 13 *me[ni]go*) ausließ, die nachträglich übergeschrieben wurden. Besonders bemerkenswert aber erscheint, daß vor allem die zweite Textzeile auffallend eng und fast ganz ohne die sonst allgemein durchgeführte Worttrennung geschrieben ist. Beide Beobachtungen lassen eine eigenmächtige Erweiterung des Textes durch den gleichen Schreiber zumindest ebenso fraglich erscheinen wie eine bewußte Herübernahme von *uord godes* aus Zeile 8, um so ein von ihm vermißtes Reimwort – wie C. SCHUMANN meinte – hinzuzufügen.

Dieser Befund legt die Vermutung nahe, daß der Schreiber des Textcorpus zunächst in der Raumnutzung sehr unsicher war. Er mußte ja auf den Rubrikator und den von diesem benötigten Platz für die lateinische Überschrift, die große – bis über die 7. Zeile hinaus nach unten geführte – Initiale und die in farbiger Capitalis zu schreibenden beiden Eingangsworte Rücksicht nehmen. So drängte er seine erste Minuskelzeile *thesiaromod gespon thasia*, mit der er auf der vorgeritzten vierten Linie begann, und die – wegen der in sie hineinragenden Initiale – fast ein Drittel des normalerweise zur Verfügung stehenden Raumes eingebüßt hatte, geradezu ängstlich und auf Kosten gleich zweier Buchstaben und einer übersichtlichen Worttrennung zusammen³⁷. Angesichts dieser offenkundigen Bedrängtheit des Schreibers bei seinem Arbeitsbeginn scheint mir der Fehler, der ihm unzweifelhaft in der nächsten Zeile unterlief, a priori eher in einer irrtümlichen Auslassung eines Wortes als in dem bewußten Zusatz einer aus Zeile 8 entlehnten Glosse zu bestehen³⁸.

distinctionis et merita et rationes melius percipiantur, sed etiam ut sensus rite perscipiatur, plurimum conferat, praeter illa puncta, quae in ipsis codicibus extant et quae in exemplaribus impressis iuxta proximarum literarum pedes cernuntur, alia adhibui, quae iuxta capita literarum posita lectorem advertant, ipsa in archetypis non inveniri, atque hic non nisi ad versuum alliterantium disjunctionem e conjectura probabilem usurpari.“

³⁷ Die raummäßig fast vollständig ausgenutzte übernächste Zeile *that giruni that thi(e)riceo crist* zählt insgesamt nur drei Buchstaben mehr!

³⁸ Der Vergleich „mit der Ergänzung *suno drobtines* hinter Vers 1048b“ (W.

Jedenfalls läßt sich von dieser Situation her der Fehler leichter als von der Vorstellung des Raumzwangs bedingte Flüchtigkeit gegenüber der Vorlage qualifizieren denn als überlegte Einfügung einer Formel aufgrund einer Reflexion über die Gesetze des Stabreims, die den Schreiber dann zur Schlimmbesserung führte.

Der Versuch einer neuen Emendation sollte daher von der Voraussetzung ausgehen, daß einer Heilung der gestörten Verhältnisse in Form einer Ergänzung methodisch gesehen die etwas größere Wahrscheinlichkeit zukommt, möglicherweise das Richtige zu treffen. Formal hätte sich dieser Versuch dabei möglichst nahe an den Besserungsvorschlag von E. SIEVERS anzulehnen, der sowohl in metrischer als auch in grammatischer Hinsicht als vorbildlich gelten darf. Darüberhinaus aber müßte er nachweislich dem Sprachgebrauch des *Heliand*-Dichters entsprechen und sich sinnvoll dem gedanklichen Zusammenhang einordnen.

IV.

So unterschiedlich die bisherigen Herstellungsversuche im einzelnen auch sein mochten, grundsätzlich waren sie alle vom gleichen Textverständnis getragen, d. h. sie änderten nichts an dem wenig differenzierten und etwas farblosen Eingang des *Heliand*, von dem einleitend die Rede war. Niemals erfolgte gleichzeitig eine Analyse des Textzusammenhangs, an der Wert oder Unwert der jeweiligen Konjekturen hätte gemessen werden können. Dies ist umso erstaunlicher, als wir hierbei keineswegs auf bloße Vermutungen angewiesen sind, da wir ja die lateinische Vorlage des Dichtungsanfangs genau kennen. Zu den wenigen unbestrittenen und wohl unumstößlichen Ergebnissen der *Heliand*-Forschung gehört doch die Erkenntnis, daß die Eingangssätze des *Heliand* auf dem Proömium des Lukasevangeliums und dem Lukas-Kommentar des Beda Venerabilis fußen³⁹.

Der Lukasprolog, der auch jener lateinischen Tatianrezension vorangestanden haben muß, die dem Dichter als Hauptquelle für

KROGMANN a. a. O. S. 46) ist nicht zwingend, vgl. J. RATHOFER, AfdA 75 (1964) 168.

³⁹ Seit E. WINDISCH, *Der Heliand und seine Quellen*, Leipzig 1868, ist hieran niemals mehr gezweifelt worden.

sein gesamtes Werk diente⁴⁰, beginnt mit den Worten: *Quoniam quidem multi conati sunt ordinare narrationem (quae in nobis completae sunt rerum)*⁴¹. Dem entspricht recht genau der *Heliand*-Eingang: *Manega uuaron, the sia iro mod gespon*. Da wir gewohnt sind, das *multi conati sunt* wertneutral mit „viele haben es unternommen“ bzw. „versucht“ zu übersetzen, wurde unbesehen die gleiche Bedeutung auch zumeist auf die erste Langzeile des *Heliand* übertragen in der Übersetzung F. GENZMERS: „Manche waren, die gemahnte ihr Sinn“, und – noch positiver – bei W. STAPEL: „Manche waren, die ihr Herz dazu trieb . . .“⁴².

Unabhängig von unserer Fragestellung hat demgegenüber bereits H. EGGERS in seiner Untersuchung über *Altgermanische Seelenvorstellungen im 'Heliand'*⁴³ nachgewiesen, daß die feste Verbindung *môd gispēnid sie* überall, wo sie im *Heliand* begegnet, in malam partem weist: „der *môd* verlockt wie ein böser Geist“; und er vermutet „mit Vorsicht, aber mit guten Gründen“, wie die Kritik bestätigt, „daß *môd* ursprünglich ein dämonisches Wesen bezeichnete“⁴⁴. Schon der eindeutige Sprachgebrauch des *Heliand*-Dichters⁴⁵ verlangt demnach, daß das, wozu der *môd* die einleitend genannten *manega* antrieb oder verlockte, als eine negativ qualifizierte Tätigkeit verstanden werden muß. Keiner der bisherigen Besserungsversuche wurde diesem Sachverhalt gerecht oder bezog auch nur entsprechende Überlegungen in die Begründung des jeweiligen Vorschlags ein. Jedesmal hatte das ergänzte Vollverb (*cuthian* [MÜLLENHOFF,

⁴⁰ Zum Problem der *Heliand*-Vorlage vgl. meinen Beitrag im Vorwort zu A. BAUMSTARK, *Die Vorlage des althochdeutschen Tatian*, hg., überarb., mit Vorwort u. Anmerkungen versehen v. J. RATHOFER (Niederdeutsche Studien, 12), Köln Graz 1964, S. XIIff. Jetzt auch – allerdings in etwas andere Richtung zielend – J. FON WERINGHA, *Heliand and Diatessaron*, Assen 1965.

⁴¹ Lk 1,1. Text nach *Tatian. Lateinisch und altddeutsch mit ausführlichem Glossar*, hg. v. E. SIEVERS, Paderborn 1892.

⁴² *Der Heliand*. Übertragen v. W. STAPEL, München 1953, S. 7.

⁴³ NdJb. 80 (1957) 1–24; bes. S. 4f.; Sperrung im folgenden Zitat von mir.

⁴⁴ HEINZ RUPP (wie Anm. 6), S. 45.

⁴⁵ Die übrigen Belegstellen sind: v. 1353bf. *no uuilliad thes farlatan uuibt, | mengithabtio, thes sie an iro mod spenit, | ledoro gilestio*; v. 1479f. *that thar man is siuni mugun suuido farledēan | an mirkei men ef bi ina latid is mod spanen . . . Than habed be an imu selbon san sundea genuarbta*; v. 1773bff. *thero is odar san | uuid strata endi bred, farid sie uuerodes filu, | mancunnies manag, buand sie tharod iro mod spenit, | uueroldlusta uueros*.

HEYNE], *uuido cuthian* [ROEDIGER], *uusean* [SIEVERS] oder das *reckean* präzisierende Varians *rihtian*, das PIPER hinzufügte) eine durchaus positive Färbung, was auch bei der von SCHUMANN vorgeschlagenen und von BEHAGHEL und MITZKA übernommenen Lösung auf *reckean* zutrifft. H. EGGERS selbst zog aus seinen Beobachtungen keine die Überlieferung betreffenden Konsequenzen. Obwohl er für das neue Verständnis der Eingangszeile ausdrücklich auf Bedas Erläuterung zur Stelle hinweist, nach der unter den *manega* die zu verstehen seien, *qui non spiritūs sancti munere donati, sed vacuo labore conati*, befragt er die Vorlage nicht weiter und begnügt sich damit, in dem ersten *Heliand*-Vers eine „sehr freie“ Wiedergabe des *multi conati sunt* zu sehen⁴⁶. Dieses Urteil dürfte im wesentlichen auf dem normalen und wertungsneutralen Verständnis von lat. *conari* beruhen, was indes zeigen würde, daß die Quelle des Dichters – eben Bedas Lukas-Kommentar – nicht in extenso, sondern lediglich in den von SIEVERS und PIPER in ihren Ausgaben dargebotenen Exzerpten zu Rate gezogen wurde.

Denn daß der *Heliand*-Dichter mit der Wendung *the sia iro mod gespon* keineswegs eigene und „sehr freie“ – weil in malam partem weisende – Wege beschreitet, sondern in einer von Origenes über Hieronymus und Augustinus bis Beda reichenden festen exegetischen Tradition steht, zeigt die damals verbindliche Deutung eben dieses *multi conati sunt*. Nach Hieronymus, der die erste Lukas-homilie des Origenes ins Lateinische übersetzte und damit auf die gesamte mittelalterliche Exegese einwirkte, enthält das *conati sunt* des Lukas „eine heimliche Anklage derer, die sich überstürzt und ohne Gnadenbegabung des heiligen Geistes an die Abfassung von Evangelien begeben haben“⁴⁷, während von den Evangelisten gilt, daß sie „nicht ‘versucht’ (haben) zu schreiben, sondern . . . voll des heiligen Geistes die Evangelien geschrieben (haben)“⁴⁸. Auf diejenigen aber, die *sine spiritu et gratia Dei conati sunt*, sei das Wort des

⁴⁶ H. EGGERS (wie Anm. 43), S. 4 Anm. 8.

⁴⁷ Hieronymus, Homilia I (in Lucam) PL 26, 231: *Hoc quod ait, ‘conati sunt’, latentem habet accusationem eorum, qui absque gratia Spiritus sancti ad scribenda Evangelia prosilierunt*. Die Übersetzung bei E. HENNECKE, *Neutestamentliche Apokryphen in deutscher Übersetzung*, 3., völlig neubearb. Aufl. hg. v. W. SCHNEEMELCHER, I. Bd. *Evangelien*, Tübingen 1959, S. 28.

⁴⁸ *Matthaeus quippe, et Marcus, et Ioannes, et Lucas non sunt ‘conat’ scribere, sed Spiritu sancto pleni scripserunt Evangelia*. Text nach Anm. 47.

Propheten Ezechiel mit Recht anzuwenden: *Vae, qui prophetant de corde suo* (man vgl. *the sia iro mod gespon*): *qui ambulant post spiritum suum, qui dicunt: haec dicit Dominus et Dominus non misit eos*⁴⁹. Mehr noch: sie sind der „Ursprung aller Häresie“ und wegen der „Vermessenheit (*praesumptio*), die sie zu ihrem Tun verleitete, die *fures et latrones*, von denen der Erlöser im Evangelium des Johannes spreche⁵⁰.

In größtenteils wörtlicher Anlehnung an Hieronymus interpretiert auch Beda Venerabilis – und zwar in wesentlich differenzierterer Form – den Lukas-Prolog als eine gezielte Zurückweisung falscher Evangelien. Bevor Lukas mit seinem Bericht über die Taten und Lehren Jesu beginne, so leitet Beda seinen Kommentar ein, strafe er zuerst einmal die Dreistigkeit (*audacia*) jener Lügen, die Falsches oder fälschlich über Jesus geschrieben hätten. Der eigentliche Grund für die Abfassung seines Evangeliums sei folgender: die Pseudoevangelisten sollten fürderhin keine Gelegenheit mehr haben, Irrtümer zu verkünden, zumal sie – wie ihre Schriften heute noch bezeugten – versucht hätten, unter dem Namen von Aposteln Sekten des Unglaubens einzuführen⁵¹. Beda nennt folgende Schriften, die mit solch einem *titulus falsus* versehen seien: das Thomas-, Bartholomäus- und Matthiasevangelium, das Evangelium der Zwölf und die *evangelia foeda* des Basilides und Apelles. Eine Schrift aber nimmt Beda ausdrücklich aus diesem Kreis aus: das sog. Hebräerevangelium sei nicht den häretischen Schriften zuzurechnen, vielmehr unter die *ecclesiasticae historiae* einzureihen, da es selbst einem Hieronymus gut schien, die meisten seiner Zeugnisse positiv zu verwenden und es schließlich in die lateinische und griechische Sprache zu übertragen⁵². Jetzt erst folgt zusammen-

⁴⁹ Hieronymus, *Commentariorum in evangelium Matthaei ad Eusebium libri quatuor*, PL 26, 15ff. (vgl. Ezech. 13, 3. 6).

⁵⁰ *De quibus et Salvator in Evangelio Joannis loquitur*: 'Omnes qui ante me venerunt fures fuerunt et latrones' (J. 10, 8). *Qui venerunt: non, qui missi sunt. Ipse enim ait: Veniebant et ego non mittebam eos* (Jerem. 15, 14); *In venientibus, praesumptio temeritatis; in missis, obsequium servitutis est* . . . , ebd.

⁵¹ Beda, *In Lucae evangelium*, PL 92, 307f.: *Lucas . . . primo eorum qui falso de illo (sc. Jesu) scripsere, redarguere curavit audaciam . . . Quo manifestissime prooemio significat eam sibi maxime causam Evangelii fuisse scribendi, ne pseudoevangelistis facultas esset falsa praedicandi, qui, ut eorum bodieque monumenta testantur, sub nomine apostolorum perfidiae conati sunt inducere sectas* . . .

⁵² *Inter quae notandum, quod dicitur Evangelium juxta Hebraeos, non inter apocryphas,*

fassend der Satz, mit dem die *Heliand*-Ausgaben von SIEVERS und PIPER ihr Beda-Exzerpt beginnen lassen, das so erheblich an Schärfe und Kontur verliert: *Falsa vero Evangelia, Lucas prima mox praefatione refellit: 'Quoniam quidem multi [inquit] conati sunt ordinare narrationem'*. Noch einmal sagt Beda, wen Lukas mit den *multi* gemeint habe. Wenn er „viele“ schreibe, so beziehe sich das offenbar weniger auf die absolute Zahl als vielmehr auf die Differenz in dem Vielerlei der häretischen Lehre derer, die *non spiritūs sancti donati* mehr die biblische *narratio* niedergeschrieben als die *historiae veritas* wiedergegeben hätten. Ihr Tun blieb deshalb ein *labor vacuus*, ein „vergebliches Schwitzen“ (*frustra sudavere*). Das Ergebnis sind *falsa evangelia*. Das wahre Evangelium haben dann auf Antrieb des heiligen Geistes (*spiritu sancto instigante*) allein die vier Evangelisten vollenden und herausgeben können. Dies zeige keinerlei *diversitas* mehr, sondern vollendete Harmonie in einer *varietas pulcherrima*.

Nach dieser Darstellung Bedas unterscheiden sich die Evangelisten von zwei Gruppen, die ähnliches versuchten: den vermessenen Schreibern der apokryphen, häretischen 'Evangelien' und den Verfassern solcher Schriften, die – wie das Hebräerevangelium – zu den *ecclesiasticae historiae* gerechnet werden⁵³ und selbst bei anerkannten Theologen Beachtung finden. Die gleiche Dreiteilung ansprechend schreibt Hieronymus: *multi conati sunt scribere, sed et multi conati sunt ordinare. Quatuor tantum Evangelia sunt probata*⁵⁴.

Da auch nach dem bisherigen Verständnis des *Heliand*-Eingangs zumindest von v. 9 ab die Benutzung von Bedas Lukas-Kommentar zweifelsfrei erwiesen ist; da überdies fast alle karolingischen⁵⁵ und ottonischen Evangeliare den Prolog des Hieronymus (*Plures fuisse*)

sed inter ecclesiasticas numerandum historias. Nam et ipsi sacrae Scripturae interpreti Hieronymo pleraque ex eo testimonia usurpare, et ipsum in Latinum Graecumque visum est transferre sermonem (a. a. O. ebd.).

⁵³ Beda will mit diesem Terminus auf die Billigung durch die Kirche hinweisen, ohne deshalb für das Hebräerevangelium Kanonizität zu beanspruchen. Zu den *historiae ecclesiasticae* rechnete das Mittelalter vor allem die *Passiones Sanctorum*, also die Heiligenlegenden. „Schon zu Bedas Zeiten wurden solche Legenden in der Liturgie (Chorgebet) gelesen“ (nach brieflicher Auskunft v. B. FISCHER, Beuron).

⁵⁴ *Homilia I (in Lucam)* a. a. O. S. 232.

⁵⁵ Z. B. im *Lorscher Evangeliar* von 810 (Faksimile-Ausgabe, München 1967). Höchste Beachtung verdient die Tatsache, daß ausgerechnet das Ezechiel-Zitat und die Worte des Johannesevangeliums, die die Verurteilung der *praesumptio* der Pseudoevangelisten zum Inhalt haben, Zeile für Zeile ab-

zum Matthäusevangelium aufweisen⁵⁶, und da drittens von mir nicht weniger als sechs bislang unbekannte lateinische Tatianrezensionen entdeckt wurden, die den gleichen Text an ihren Anfang stellen⁵⁷, scheint die Frage gerechtfertigt, ob der Dichter des *Heliand* diese Dreiergliederung der Quelle als Strukturprinzip übernommen und ihr entsprechend inhaltlichen Ausdruck gegeben haben könnte. Die vorangehenden Ausführungen dürften deutlich gemacht haben, daß er damit nur der geltenden exegetischen Tradition entsprochen hätte.

Die Tatsache, daß die ersten zwanzig Langzeilen des *Heliand* syntaktisch in drei Sätze aufgeteilt sind, spräche jedenfalls nicht gegen eine solche Annahme. Stilistisch könnte die Unterscheidung dreier Gruppen von „Evangelisten“ dadurch signalisiert sein, daß die entscheidenden Benennungen oder Kennzeichnungen ihrer Mitglieder jeweils am Beginn der Sätze im Hauptstab stehn, der durch auffallend langen Auftakt herausgewölbt ist:

v. 1: (Manega uuaron) the sia iro *mod* gespon

v. 5b: That uuolda tho *uuisara* filo

v. 9b: Than uuaron thoh sia *fiori* te thiū.

Auch scheinen sich – ist der Blick durch die Orientierung an der Quelle erst geschärft – die jeweiligen Beweggründe für die Tätigkeiten dieser drei Gruppen deutlich voneinander zu unterscheiden. Während die *manega* von ihrem *mod* 'verlockt' werden, 'wollen' die *uuisara filo* Christi Lehre *lobon*. Wenn auch *uuillea* immer noch den eigenen Antrieb bezeichnet, so ist mit dem Verbum aber keinerlei Wertung verbunden, vor allem keine negative wie in *mod spenit*. Das völlig andere passivische *sia uurdum gicorana te thio* (v. 12), das für die Evangelisten gilt, schließt jede wie auch immer geartete Selbstmächtigkeit aus, was auch für das *sie scoldum sriban* (v. 13f.) gilt.

wechselnd rot und blau unterstrichen sind (fol. 1^{va}). Ein Analogon gibt es auf sämtlichen 473 ausgeführten Seiten hierzu nicht mehr!

⁵⁶ Vgl. *Die ottonische Kölner Malerschule*, bearb. v. P. BLOCH u. H. SCHNITZLER, Düsseldorf 1967, Bd. I, Katalog und Tafeln. Allein von acht verschiedenen Codices ist hier die sog. dritte Vorrede im Faksimile wiedergegeben (Tafelteil, S. 9, 50, 113, 222, 240, 270, 309 u. 463).

⁵⁷ Vgl. die von mir vorbereitete Neuausgabe des *Tatian, lateinisch und altdeutsch*, die in ihrem Kommentarband das Material von mehr als 20 lat. Tatianhandschriften bereitstellt.

Eine klare Abhebung dreier Gruppen voneinander wäre allerdings erst erreicht, wenn die Tätigkeit der *manega* selbst sich als vermessen sündhaftes Tun darstellte. Auch das zu *bigunnun* gehörige Vollverb müßte also ein eindeutig negatives Verhalten bezeichnen. Das ebenfalls auf *bigunnun* zurückbezogene *reckean* scheint solchen Überlegungen einen Riegel vorzuschieben. Indes machte schon P. PIPER⁵⁸ darauf aufmerksam, daß *reckean* „auseinandersetzen“, womit der Dichter das Tun der *manega* umschreibt, „nicht genau dem Ausdruck der lat. Quelle (*ordinare narrationem*)“ entspricht und fügte deshalb in Analogie zu v. 1595a noch ein *rihtian* hinzu. Wie aber, wenn der Dichter an dieser Stelle der Tätigkeit der ‘Vielen’ gerade nicht den betont verbindlichen Charakter geben wollte, der in dem *girihti us that giruni* (v. 1595a) liegt, das die Bitte an Christus um authentische Offenbarung übersetzt: *doce nos orare?* Das *ordinare* allein verbürgt nach Beda ja auch nicht eo ipso die *historiae veritas* (s. o. S. 67). Was die Juden am Morgen nach der Grablegung *reki-dun an runon* (v. 5751), beginnt mit einer Verleumdung: man versucht dem Pilatus „auseinanderzusetzen“, wie das ganze Reich von diesem einen Mann durcheinandergebracht worden sei, und daß die Jünger durch einen Raub seines Leichnams seine Auferstehung vortäuschen könnten. *reckian* kann also zumindest auch aus unlauterer Absicht geschehen. Das in jedem Fall übergeordnete *mod gespon* würde das *reckian* des Eingangs in seinem Bedeutungsgehalt zusätzlich in *malam partem* festlegen. Bei dieser Sachlage könnte *reckian* durchaus als Varians eines Verbums fungieren, das im Sinne Bedas das Tun von Pseudoevangelisten umschreibt.

Ein solches Verbum, das sowohl den erforderlichen metrischen und semantischen Bedingungen als auch dem Sprachgebrauch des *Heliand*-Dichters entspricht, ist *uuendean* ‘ändern’, das überdies zweimal in der für die Emendation notwendigen Verbindung *uword uuendean* begegnet (v. 227 u. 2779). Eine besondere Beachtung verdient dabei der erste Beleg, der eine gewisse sachliche und strukturelle Analogie zu dem von der lat. Vorlage her zu postulierenden *Heliand*-Eingang aufzuweisen scheint. Es handelt sich um den ‘Verwandtenstreit’ bei der Namengebung des Täufers, den der Dichter zu einem dramatischen Dialog ausgestaltet hat. Wäh-

⁵⁸ A. a. O. (wie Anm. 17) S. 9f.

rend en gifrodot man, der so *filo consta uuisaro uuordo* (vgl. *uuisara filo* v. 5b), unter dem Eindruck des *gibod godes* (v. 205b) lediglich und sozusagen wertneutral fragt, welchen Namen man dem Neugeborenen geben solle (v. 208–11), und Elisabeth als *gibod godes* bekannt gibt, *that he Iohannes . . . hetan scoldi* (v. 214b–19a; vgl. *that sie scoldum scriban* v. 13f.), will ein weiterer *gaduling* ausschließlich und unbedingt die Tradition der Sippe bei der Namensgebung fortgeführt wissen. Er wird als *gelbert man* eingeführt, als ein Mann „übermütigen“ (SEHRT), „stolzen“ (STAPEL), ja „vermessenen“ (GENZMER) Sinnes (vgl. *the sia iro mod gespon* v. 1), der durch diese Kennzeichnung in die Nähe jenes *gelbert Iudeo* gerückt wird, der an der einzigen weiteren Belegstelle für dieses Adjektiv stellvertretend für die steht, die den Gekreuzigten *blasphemabant* (v. 5571 bf.; vgl. Mt 27, 39). Wozu diesen Verwandten sein natürliches Sippen- und Selbstbewußtsein treibt, ist genau das, was Elisabeth auch dann nicht wagen würde, wenn sie es vermöchte (vgl. v. 219 bf.), und was der *frodo man* – Elisabeths Sprechweise in dem entscheidenden Wort aufgreifend – als *uuord godes uuendean* zurückweist (v. 225–27). Entschieden wird der Streit durch die aus der unmittelbaren Begegnung mit dem Engel resultierende Autorität des Zacharias, der den vorherverkündeten Namen seines Sohnes *uuislico* (v. 237 u. 233; vgl. *uuislik uuord* v. 23) niederschreibt.

Da wir der Meinung sind, daß die Störung der Überlieferung in C wahrscheinlich auf einer Omission beruht, schlage ich in Anlehnung an v. 227 *that he uuord godes uuendean biginna*, der in einer ganz ähnlichen Situation das eigenmächtige Vorgehen eines Menschen ohne göttlichen Auftrag brandmarkt, deshalb folgende Konjekturen von v. 2 vor:

that sia uuord godes uuendean bigunnun.

Das *tho* in v. 5b dürfte dann allerdings nicht mit „nun, also“ übersetzt werden, sondern müßte die Folge der vorhergehenden Handlung bezeichnen und darum durch „infolgedessen, deshalb“ wiedergegeben werden⁵⁹. Der *Heliand*-Eingang lautete dann folgendermaßen:

⁵⁹ Belege für diesen Gebrauch von *tho* bei E. SEHRT, *Vollständiges Wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis* (Hesperia, 14), Göttingen 1966, S. 608.

1. Manche (viele) waren, die ihr (unerleuchteter, eigenmächtiger) Sinn dazu verlockte, daß sie das Wort Gottes zu fälschen (ändern) begannen, auseinanderzusetzen (zu disputieren) das Geheimnis, daß nämlich der mächtige Christ unter dem Menschengeschlechte Wunderbares vollbracht hatte mit Worten und Werken.

2. Das wollten infolgedessen viele weise Menschen⁶⁰ lobend verkünden, nämlich die Lehre Christs, das heilige Wort Gottes, und es mit ihren Händen unverfälscht (hell, glänzend) in ein Buch schreiben, wie die Menschenkinder sein Gebot erfüllen sollten.

3. Unter ihnen allen aber hatten dennoch nur die vier dazu die Macht Gottes, Hilfe vom Himmel, den Heiligen Geist, Kraft von Christus: sie wurden dazu erkoren, daß einzig nur sie das Evangelium in ein Buch schrieben und manches Gebot Gottes, heiliges Himmelswort. Keine andern Männer, keine andern Menschenkinder durften das tun, nur diese vier wurden durch Gottes Kraft dazu erkoren: Matthäus und Markus, so hießen die Männer, Lukas und Johannes . . .

In dieser Form gewönne, wie mir scheint, der *Heliand*-Eingang feste und gedanklich klare Konturen. Der Dichter setzte mit seinem beliebtesten Stilmittel, der inhaltlichen Antithese, ein und führte Hörer bzw. Leser in kraftvollem Dreischritt zum unangreifbaren Fundament der Wahrheit seiner eigenen Dichtung, dem inspirierten, viereinen Evangelium. Seine sonst gerühmte stilistische und sprachliche Meisterschaft entfaltete sich auch und gerade in den Anfangssätzen, durch die er das Gespräch mit seinem 'Publikum' eröffnet. Sie zeigte sich auch an der höchst differenzierten Weise der diesem Inhalt gemäßen Wortwahl, Stab- und metrischen Gipfelbildungen. Überdies bliebe die früher übliche Verszählung erhalten, die eine zahlensymbolische Gliederung der ersten Fitte ergibt, welche m. E. die tiefsten Intentionen des Dichters und das 'Programm' seines Werkes offenbar macht.

So ungewöhnlich und kühn unser Besserungsvorschlag im Lichte der Quelle vielleicht erscheinen mag: er soll in erster Linie dazu beitragen, die seit mehr als einem halben Jahrhundert ruhende Diskussion um den *Heliand*-Eingang wieder in Bewegung zu

⁶⁰ Zur theologischen Bedeutung von *uuisaro* (*filio*) im Zusammenhang mit dem karolingischen Begriff von der *vera sapientia*, nach dem u. a. *sapientes* und *fideles* austauschbare Begriffe sind, vgl. J. RATHOFER, *Der Heliand. Theologischer Sinn als tektonische Form* (Niederdeutsche Studien, 9), Köln Graz 1962, S. 43 u. Anm. 61, S. 273ff. u. ö.

setzen. Denn solange ein uns gestelltes Problem nicht hinreichend gelöst erscheint, entzündet sich der Impetus wissenschaftlichen Fragens am wenigsten an der Haltung der Resignation. Daß dies auch für die „verzweifelte Situation“ in der *Heliand*-Forschung gilt, war stets die Meinung WILLIAM FOERSTES, der mich gerade deswegen an diese Dichtung heranführte. Seinem Andenken sei dieser Versuch gewidmet.